

radheit und die nötige Strenge derart mit Güte und Milde zu einen, daß er sich nicht von dem abbringen lasse, was er einmal als Gott wohlgefällig erkannt hat. Aber er fühle doch auch mit seinen Söhnen mit, so daß sie selbst bei Verweis und Strafe anerkennen müssen, daß er recht und aus Pflicht und Liebe gehandelt hat. — Eine große und starke Seele sei ihm eigen, die Schwachen zu stützen und Gottes Werke auch gegen den Widerstand der Mächtigen durchzusetzen, allen Schicksalsschlägen überlegen.“ Hohe Gaben des Geistes und vor allem des Charakters und der Menschenleitung seien in ihm gepaart mit ausdauernder Körperkraft und eindrucksvoller Erscheinung. Kann man treffender den Vater und den Feldherrn, den guten Hirten und den König, den tatharten Mann und den Beter zu einer reifen, ausgewogenen Gestalt verbinden? — Über den Stab der Mitarbeiter, den auch der genialste Befehlshaber nicht wird entbehren können, handeln weitere Abschnitte. Das sind vor allem die den General beratenden „Assistenten“, die je eine Gruppe von Ordensprovinzen bei ihm vertreten. Dann könne der General, vom Kleinkram des Tagesgeschehens frei, sich den wesentlichen Fragen der Regierung widmen.

Wie ein Testament des Heiligen mutet das Schlußkapitel an: Wie die Gesellschaft Jesu nicht aus menschlichen Mitteln entstanden sei, so hänge auch ihr Fortbestand einzig an der Gnade des Herrn. So ist denn wichtiger als alle Vervollkommenung des Werkzeugs, daß es innig der Hand des göttlichen Meisters geeint sei. Alles wird darauf ankommen, daß der heilige Eifer der Gründungszeit,

daß die Armut und Schlichtheit lebendig bleiben. Noch einmal wird die Dringlichkeit strenger Auslese betont. Sehr viel komme darauf an, daß der rechte Mann an die Spitze der Gemeinschaft gestellt werde und dieser wieder nach tüchtigen Oberen sich umsehe. Einmütigkeit und Bruderliebe mögen für immer zusammenhalten, was die Liebe Christi in der *Minima Societas Jesu* zusammengeführt hat.

Derart sind die Satzungen, die der Heilige Ignatius seinem Orden gegeben hat. Zu untersuchen, wie sich die Lebenswirklichkeit des Ordens in Vergangenheit und Gegenwart zu diesem Ideal verhält, war nicht unsere Aufgabe. Es wurde hier auch nicht der Versuch gemacht, die Konstitutionen in einem zusammenfassenden Aufbau darzustellen, noch sollte ihre geschichtliche Verhaftung und Bedeutung gewürdigt werden². Es sollte vielmehr das Werk selbst in einer schlichten Spiegelung zum Leser sprechen und ihm zu persönlichem Lesen und Forschen die Freude geben. Es sollte der Klang dieser Stimme einmal an sein Ohr dringen; und wir vertrauen, daß die Sprache des Lauteren und Hohen eine sieghafte Selbstbezeugung in sich trägt.

O. A. M. D. G.

² Eine ausführliche und sehr zuverlässige Darstellung der Konstitutionen bietet das Buch von Paul de Chastonay „Die Satzungen des Jesuitenordens“ (Einsiedeln/Köln 1938, Benziger; Leinw. M 4.80), worin Werden, Inhalt und Geistesart der Konstitutionen behandelt werden. — Eine vollständige deutsche Übertragung der Konstitutionen liegt noch nicht vor.

RELIGIÖSE KUNST UND RELIGIÖSES LEBEN

Von Josef Kreitmaier S. J.

Wir sind uns meist gar nicht bewußt, wie viel unsere religiöse Vorstellungs- und Empfindungswelt den religiösen Künsten verdankt. Schon allein die hoch über den Häusern ragenden Kirchen — Heinrich Wölfflin hat sie die metaphysischen Mittelpunkt der Städte genannt, im Gegensatz zu den Rathäusern als physischen —, die nach oben zeigenden Türme als steinernes *Sursum corda* sind Wegweiser ins Jenseits. Und haben die bildlichen Darstellungen Gottes, der Heiligen, biblischer Erzählungen unsere Phantasie nicht mehr beschwingt als die nackte Wahrheit, haben religiöse Lieder, eine singende Gemeinde unsere Seelen nicht tiefer berührt als bloße Texte, bilderreiche Dichtungen nicht mehr als nüchterne Gedanken? Die Tatsache steht unerschütterte fest, und darum mußten alle Versuche, die im Verlauf der Jahrhunderte schon gemacht wurden, die Kunst aus den Stätten des Kultus und privater Andacht zu entfernen, als naturwidrig scheitern.

Wir haben in dem Aufsatz „Kunst und Leben“ (August-Heft 1940 dieser Zeitschrift) das Verhältnis beider zueinander darzustellen versucht. Wenn wir nun die dort ausgesprochenen Gedanken auf den Sonderfall der religiösen Kunst anwenden, dann werden wir die früheren Feststellungen stets im Auge behalten müssen; sie sind ja der Unterbau, auf dem unsere weiteren Ausführungen ruhen.

Um zu erkennen, was das religiöse Leben ist, bedarf es keiner tiefsinnigen Erörterungen: Wir sollen Gott erkennen, ihm dienen, ihn lieben und so die ewige persönliche Beseligung im Jenseits grundlegen. Der Mensch steht also in Verbindung mit der Religion durch Wissen um religiöse Wahrheiten, durch ihr gläubiges Erfassen und Erfüllung ihrer sittlichen Forderungen. Alles das ist beim Christen in eine übernatürliche Seinsordnung erhoben. Das natürliche Wissen um Religion ist noch nicht religiöses Leben; es ist höchstens Voraussetzung und auch das nur bezüglich der elementarsten Wahr-

heiten. Ein ungläubiger Religionsforscher kann über ein ungleich größeres Wissen von religiösen Wahrheiten verfügen als ein schlichtes, gläubiges Mütterlein. Und doch ist der erstere religiösen Lebensbar, während das Mütterlein ein hochgesteigertes und gottbegnadetes führen kann. Auch ein sehr gelehrter Theologe, der sich mit seinen scharfen Verstandeskräften in die Erkenntnis religiöser Dogmen verbohrte, mag vielleicht ein sehr dürftiges religiöses Leben fristen.

Die von allem Irdischen gereinigte Liebe zu Gott ist die Krönung des religiösen Lebens, sein Ziel und geradezu sein Prüfstein. Darum konnte der hl. Paulus sagen: „Und wenn ich einen Glauben hätte, der Berge zu versetzen vermag, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts“ (1 Kor. 13, 2). Wie unser Körper bedarf auch unser religiöses Leben angemessener Mittel zu seinem Aufbau, seiner Erhaltung und Kräftigung. Der Christ findet sie in den hl. Sakramenten, im Gebet und Opfer, in der Übung der Tugenden. Sein oberster Leitsatz ist der, den unser Herr selbst verkündet hat: Suchet zuerst das Reich Gottes, das übrige wird euch beigegeben werden. Und jener andere Satz: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Kultur und Religion sind hier klar geschieden¹. Alle äußeren Dinge dieser Welt, Natur, Wissenschaften, Künste, Technik und Handwerk gelten dem folgerichtig denkenden Christen nur so viel, als sie ihn näher zu diesem Ziel führen. Man würde diesen Grundsatz völlig mißverstehen, wenn man meinte, daß damit nur der Trägheit und dem Verzicht auf irdische Kultur Vorschub geleistet würde. Auch dem Christen bieten die Errungenschaften der Kultur wertvolle Mittel zu seinem Ziel. Gewiß nicht alle für jeden, aber das gilt auch für den Ungläubigen bei seinen irdischen Zielen. Auch er muß unter den zahllosen Mitteln seine Wahl treffen. So hat der Künstler, der Gelehrte, der Techniker und Handwerker, der sein ewiges Ziel stets vor Augen hat, ganz die gleichen Mittel zu gebrauchen wie ein

¹ Der vorliegende Aufsatz war bereits geschrieben, als im Juniheft des „Hochland“ die Abhandlung „Liturgie und Kirchenmusik“ von Felix Messerschmid erschien. Dort finden wir den gleichen Gedanken in folgenden Worten: „Es ist nicht Aufgabe der Kirche, Kultur zu pflegen oder zu retten.“ Vom Standpunkt eines tief verinnerlichten Christentums aus wird man gegen die programmatischen Ausführungen des Verfassers nichts einwenden können. Die Schwierigkeit beginnt erst, wo dieses hochideale Gedankengut in der „Gemeinde“ verwirklicht werden soll, die ja zum weitest aus geringsten Teil aus „pneumatischen“ Christen sich zusammensetzt; die meisten sind Durchschnitt und Mittelmaß. So war es immer, auch im Urchristentum, und so wird es auch in Zukunft bleiben. „Gemeinschaften“ und „Kreise“ sind nicht die Gemeinde, was Messerschmid selbst sehr nachdrücklich hervorhebt.

anderer Berufsgenosse, der kein ewiges Ziel kennt. Die rechte Erfüllung der Berufspflichten ist für den Christen ein religiöser Akt und darum ein direktes Mittel für das religiöse Leben.

Die religiösen Künste in ihrer objektiven Erscheinung als Kunstwerke sind nicht, wie Sakramente, Gebet usw., direkte Mittel; sie können und wollen nur anreizen zum Gebrauch dieser Mittel. Sie haben nicht die Möglichkeit, Wahrheiten einleuchtend zu machen, sondern nur leuchtend, oder, wie Overbeck sagt, sie haben die Aufgabe, „der Wahrheit im Gewande der Schönheit Herzen zu gewinnen“. Sie können nicht überzeugen, sondern nur überreden. Sie sind auch keineswegs unbedingt notwendig zum religiösen Leben des Einzelnen, sonst wären sie in den Quellen der Offenbarung nicht unvermerkt geblieben. Darin also besteht der Wert der religiösen Künste und ihre Beziehung zum religiösen Leben: im Ausdruck des religiösen Inneren vonseiten des Künstlers und in der Erweckung religiöser Gedanken und Empfindungen bei den anderen. Das gläubige Volk hat es darum auch immer geliebt, solche religiöse Mahnzeichen nicht nur in den Wohnungen, sondern auch an Wegen und Feldern aufzustellen.

Nun regt sich alsbald die Frage, inwieweit die vollkommene Form, die Kunst als Kunst, für diese Anregung, die eigentlich schon der Gegenstand eines Bildes leisten kann, nützlich oder notwendig ist. So richtig es ist, daß die Kunst, wie wir eben gesagt haben, eine religiöse Wahrheit leuchtend machen kann und soll, so richtig ist es auch, daß die Form überall, wo sie sich vordrängt und das Gleichgewicht mit dem Inhaltlichen stört, den Beschauer mehr auf sich lenkt als auf die religiöse Wahrheit, daß die Leuchtkraft dann mehr der Form innewohnt als dem Gedanken. Der Beschauer wird dann ästhetisch vom Kunstwerk angeregt, und nicht mehr religiös oder doch nicht mehr ganz religiös.

Alles wäre in schönster Ordnung, wenn erstens alle Menschen das gleiche innere Verhältnis zur Form, die gleiche Kraft, künstlerische Werte zu erfassen, hätten und wenn zweitens jede Gleichgewichtsstörung zwischen Inhalt und Form durch eine absolut sichere, für alle Menschen und Zeiten gültige mathematische Formel festzustellen wäre. Da beides aber in gar keiner Weise zutrifft, ist unsere Frage als religiöse Lebensfrage nicht eine aprioristisch-philosophische, sondern eine praktisch-psychologische, nicht vom Objekt, sondern vom Subjekt her nach empirischen Gesetzen zu lösende.

Unser Problem wird noch erschwert durch den Umstand, daß die religiösen Künste nicht von äußeren Bedingungen frei sind wie die profanen, diese wenigstens in ihren höchsten, von praktischen Zwecken entbundenen Offenbarungen. Die religiöse Kunst ist Dienerin. Jede Kunst aber, die irgend einem nicht künstlerischen Zwecke dient, ist in steter

Gefahr der Qualitätsminderung, wie das Dienen ja überhaupt leicht den Charakter verdirbt. In welchem Ausmaß das bei der christlichen Kunst geschehen ist, liegt offen zu Tage. Es steht aber andererseits auch fest, daß uns ein äsopischer Diener, der seine Pflichten gewissenhaft und in treuer Hingebung erfüllt, lieber ist, als ein dienstfauler Adonis. Hier begegnet uns nun das Wunderbare, daß nicht die größten Meisterwerke, wenigstens im allgemeinen nicht, die treuesten Diener einer verinnerlichten Religion sind, sondern oft sehr unscheinbare². Nicht nach großen Kathedralen, die Kunstmuseen sind, pilgert das betende Volk, sondern nach Gnadenstätten, die schlicht oder gar künstlerisch schlecht sind. Die Kirchengeschichte belehrt uns, daß der Hochstand der Kunst nur selten als Gradmesser religiösen Hochstandes gelten kann, und umgekehrt.

Man verwechsle auch nicht das Repräsentative mit dem Religiösen. Die gewaltigen Werke der Architektur und Bildnerei, die wir bewundern, verdanken oft weit weniger dem Streben nach der Ehre Gottes ihr Dasein, als dem Ehrgeiz und der Eifersucht von Fürsten, Städten und reichen Geschlechtern, die einander überbieten wollten. Immer wieder finden wir in der Geschichte das Wort der Genesis (11, 4) verwirklicht: „Kommt, laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, damit wir unsern Namen berühmt machen!“ Geltung vor der Welt, dieses Wort kennt der Heiland nicht, wohl aber das Verachtetwerden von der Welt. Alle vier Evangelien bezeugen das. Und wenn man einwendet, daß feiner fühlende Menschen durch eine schwache religiöse Kunst vom Christentum zurückgehalten werden, dann mag man kurz antworten: sie haben Moses und die Propheten.

Wir werden aber bei unserer Fragestellung eine wichtige Unterscheidung machen müssen.

Die Dienste, die dem religiösen Menschen von den Künsten geleistet werden sollen, sind nämlich verschiedener Art. Der Kirchenraum wird schon als solcher durch die ganze Art seiner Anlage, die zum Opferaltar hinstrebt, den Menschen aus der profanen Sphäre in die religiöse heben. Selbst der Ungläubige wird sich beim Betreten einer Kirche bewußt, daß ihn eine andere, ihm fernstehende Welt umgibt. Die Stilart spielt dabei keine entscheidende Rolle, mag sie romanisch, gotisch, barock oder modern sein. Die sakrale Grundstimmung ist allen diesen Kirchenstilen eigen, wenn der Bau-

meister seine Aufgabe begriffen hat. Auch die Innenausstattung, die Gestaltung der Altäre, der Kanzeln, der kirchlichen Gefäße und Paramente, der Wand- und Deckenmalereien, der Glasfenster nimmt teil an der sakralen Grundhaltung des Raumes und erhält von ihm die Weihe. In all diesen Dingen, die ja nicht der persönlichen Frömmigkeit dienen, geht auch das einfache Volk willig mit, da es alle Einzelheiten nur mit dem Ganzen und im Ganzen sieht. Nicht einer von hundert Kirchenbesuchern wäre imstande, das Muster der vom Priester getragenen Paramente, mögen sie alt oder modern sein, oder das Inhaltliche eines barocken Deckenbildes oder wundervoll leuchtender gotischer Glasfenster zu beschreiben, wenn er die Kirche als Beter und nicht als Kunstbessener besucht hat. Das gleiche gilt von der kirchlichen Chormusik. In all diesen Dingen mag sich und soll sich die Kunst in Spitzenleistungen entfalten je nach dem Stil der Zeit. Die einzige Norm, die hier gilt, ist eine negative, von der Kirche ausdrücklich geforderte: es darf kein Kunstwerk durch die Pforten der Kirche, das nach irgend einer Richtung hin Ärgernis erregen könnte. Die Kunst ist in den genannten Fällen vom Ganzen her Dienerin des religiösen Lebens. Die Einzelheiten fesseln mehr den Ästheten als den Beter. Hier läßt sich also der Idealfall, wo sich das religiöse Leben mit höchster Kultur verbindet, am ehesten erreichen. Es gibt darum für die Künstler immer noch Aufgaben genug, wo sie Großes leisten können.

Diese wenigen Andeutungen über die kultischen Künste mögen genügen. Unsere Untersuchungen haben ein anderes Ziel: sie möchten die Einwirkung der religiösen Kunst auf das private Leben, die Andachtskunst, einigermaßen klären, weil hierbei die größten Mißverständnisse zu beklagen sind.

Die Kirche kennt neben ihren amtlichen liturgischen Funktionen auch Volksandachten. Mögen diese sich erst im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, sie sind heute nicht mehr wegzudenken, und jeder Seelsorger kennt ihren Wert. Diesen Volksandachten haben auch die Künste ihren Dienst bereitgestellt. So finden wir in unseren Kirchen Kreuzwegstationen, Herz-Jesu- und Mariendarstellungen und Bilder beliebter Volksheiliger. Dem Künstler ist dabei die schwierige Aufgabe gestellt, sein Werk künstlerisch einwandfrei und doch aus dem Empfinden des Volkes heraus zu gestalten. Gelingt ihm das letztere nicht, dann erfüllen solche Werke nicht mehr ihre Dienstpflicht; das Volk kümmert sich nicht um sie, betet nicht vor ihnen und zieht ein billiges Massenprodukt vor. Und man kann ihm vom Standpunkt des religiösen Lebens auch nicht einmal unrecht geben, so sehr man es aus ästhetischen Gründen bedauern mag. Der Segen, der von einem vielverehrten Gnadenbild ausgeht, ist von seinem

² Unlängst erschien eine Sammlung neuer Soldatenlieder: „Das Lied der Front“, über die in der „Frankfurter Zeitung“ (8. Juni 1940) die treffende Bemerkung gemacht wird: „Mit kunstmäßigen Maßstäben sind die Lieder natürlich nicht zu messen; das wäre dem ‚Gebrauchsscharakter‘ des Soldatenliedes nicht gemäß.“ Gilt diese Rücksicht auf den Dienst nicht auch von den religiösen Künsten?

ästhetischen Wert ebenso unabhängig, wie von der geschichtlichen Wahrheit der Legende.

Zu den Ausdrucksformen privater Frömmigkeit gehört in erster Linie das kirchliche Volkslied, obwohl es seiner Natur nach auf die Gemeinschaft abzielt, denn es ist doch immer der Einzelne, der singt und von dem Lied berührt sein will. Mit dem Kultus im eigentlichen Sinn hat das Kirchenlied nichts zu tun, es ist ja durch positive Gesetzgebung sogar von den amtlichen Kultushandlungen ausgeschlossen. Der seelsorgliche Zweck, religiöses Leben zu wecken und zu steigern, geht hier über die Form. Findet das Volk in einem Lied nicht die Wärme, die es sucht, dann schweigt es eben, oder singt rein mechanisch mit.

Wir alle sind uns darin einig, daß die mittelalterlichen Dome künstlerisch mehr bedeuten als ihre so glatten Nachahmungen der Neuromanik oder Neugotik. Wer aber möchte behaupten, daß eine neuromanische Kirche ihre seelsorgliche Aufgabe weniger erfüllt als ihr originales mittelalterliches Vorbild? Hat man etwa die Erfahrung gemacht, daß Pfarrgemeinden, die sich einer herrlichen Kirche rühmen können, ihr Christentum unter gleichen sozialen und sonstigen Bedingungen eifriger betätigen als andere, die nur ein ärmliches Gotteshaus mit fabrikmäßiger Innenausstattung besitzen? Oder Pfarreien mit einer ernsten und schweren romanischen Kirche gegenüber anderen mit einer schwebenden und jubelnden Rokoko-Kirche? Der Nachweis dürfte sehr schwer fallen, daß sich die Freunde einer herben und starken Kunst im religiösen Leben besser bewähren als die Freunde einer schwachen und minderwertigen³. Die heilige Theresia vom Kinde Jesu ist trotz ihrer französisch sentimentalischen Lieder und Bilder — das beste ist wohl noch der Jesusknabe von Ittenbach, dessen Bild sie auf einer Photographie in den Händen hält — eine heroische Heilige geworden, und vom heiligen Konrad von Parzham wissen wir aus dem Zeugnis solcher, die ihn genau gekannt haben, daß seine Heiligenbildchen eben die übliche „Ware“ gewesen sind. Bei Werken, die das Volk liebt, aus denen es religiösen Gewinn zieht, darf man nicht die höchsten Maßstäbe der Ästhetik anwenden. Hier gilt vielmehr das Wort des heiligen Augustinus: „Melius est, ut nos carpant grammatici, quam non intelligent populi: Es ist besser, daß uns die Grammatiker tadeln, als daß uns das Volk nicht ver-

³ Auch der Verfasser hatte als junger Mensch mit allem Eifer die Ansicht verfochten, daß eine geringwertige religiöse Kunst nur unechtes religiöses Leben erzeugen könne. Das war graue Theorie. Je mehr er aber seine Beobachtungen an lebendigen Menschen aller Volksklassen machen konnte, um so deutlicher erkannte er den Fehlschluß.

stehe“⁴. So dürfen wir ruhig mit dem scharfsinnigen und stets zeitnahen Ästhetiker Dr. Alois Wurm „die Ketzerei wagen, daß es immer noch besser ist, das Volk freue sich wirklich an einer sehr süßen Theresia vom Kinde Jesu, als daß es vor einer künstlerisch hochwertigen Madonna knie, die ihm zeitlebens nicht das geringste zu sagen hat“ (Augsb. Postzeitung, 15. Okt. 1927). Auch die Bauernkunst, die alten Hinterglasmalereien, die noch unlängst Mode waren, entziehen sich in den meisten Fällen künstlerischen Maßstäben. Daß diese anspruchslosen, betriebsmäßig hergestellten Malereien keine Spur von der alltäglichen Wirklichkeit in sich tragen, weder Realismus, noch Naturalismus, und in keinem Fall das „Modell“ durchscheinen lassen, dem verdankten sie ihre religiöse Wirkung auf das gläubige Volk — ein durchaus gesundes Empfinden.

Ein Teil unserer religiösen Oberschicht, der religiösen Aristokratie, trägt heute ein sehr ernstes Gesicht zur Schau, fast möchten wir sagen: sie schneidet ein ernstes Gesicht, um anzudeuten, daß wir an den Ernst dieses Ernstes nicht recht glauben. Ein sehr bekannter Musikpädagoge schrieb unlängst an den Verfasser, er habe in Lagern, Lehrgängen und Studiensemestern es solchen Leuten auf den Kopf gesagt, daß sie hart seien, weil sie innerlich weich seien, daß sie intellektuell sich übersteigerten, weil sie Angst hätten vor ihrer eigenen Seele. Der Mensch lebt nicht vom Ernst allein, er braucht auch Freude. Bischof Kepplers Ruf „Mehr Freude!“ hat nicht nur zeitbedingte Bedeutung. Nicht der Mensch ist ein Ideal, der vom Ernst einer äußeren Lage sein ganzes Innere ausfüllen läßt, sondern der auch noch Platz hat für andere echt menschliche Haltungen. Gerade das Christentum, zumal in seiner katholischen Form, kennt eine schier unerschöpfliche Mannigfaltigkeit seelischer Motive. Warum soll also die religiöse Kunst nur das Gepräge des Ernstes annehmen dürfen? Im Gegenteil, je mehr sie den mannigfachen Schwingungen des Menschenherzens gerecht wird, um so mehr religiöses Leben wird sie erzeugen. Man mag die alten protestantischen Kirchenlieder noch so hoch schätzen, eine gewisse einförmig ernste Stimmung wird man kaum verkennen. Gervinus wirft ihnen „Mangel des Mythischen und Legendären“ vor, was Rudolf Alexander Schröder in seiner Schrift „Dichtung und Dichter der Kirche“ bestätigt. Unser katholisches Kirchenlied ist farbenreicher, weil es nicht so streng konservativ geblieben ist. Da es nicht, wie das evangelische, Wesensbestandteil der Liturgie ist, konnte es sich freier entfalten. „Wunderhörner“, sagt Eichendorff (Aus dem Leben eines Taugenichts), „sind nur Herbarien“, und er meint damit die Sammlungen alter Dichtungen. Man vergleiche

⁴ Zitiert nach Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied III 92.

hierzu den flammenden Leitartikel „Wider den Historismus“ von Hermann Keller in der evangelischen kirchenmusikalischen Zeitschrift „Musik und Kirche“ (Juli/August 1939). Es ist das gleiche Anliegen, das Friedrich Blume in seinem großen Werk über die evangelische Kirchenmusik ausspricht: die Überwindung des Historismus sei das eine große Problem der Gegenwart. Ist es nicht auch unser Problem?

Diese Christen des Ernstes — im Unterschied zu den ernsten Christen, die wir alle sein müssen — möchten nur eine „objektive Frömmigkeit“ gelten lassen, deren Ausdrucksform die amtliche Sprache der Liturgie ist, die, wie jede amtliche Sprache, objektiven Charakter hat. Die Geburtsstunde der objektiven Frömmigkeit ist der Augenblick, wo das Wort „Primat des Logos vor dem Ethos“ geprägt wurde. Alles Subjektive, Affektive möchte diese Art Frömmigkeit ausgeschieden wissen. Ergriffenheit gilt als sentimentale Gefühlsduselei, das Wort „Gemüt“, von dem Rudolf Alexander Schröder in der bereits genannten Schrift sagt, daß andere Nationen es von uns borgen müssen, wie auch das Wort „Lied“, deren besonderes Wesen sie nur durch unsere Vermittlung kennen, soll nicht mehr positiven Wert bedeuten. Ganz folgerichtig muß die objektive Frömmigkeit jede Kunst ablehnen, die über eine „heilige Nüchternheit“ hinaus die Sinne stärker ergreift. In Kreisen einer religiösen und geistigen Elite entstanden, sind diese Ideen selbst in idealgesinnte Menschengruppen gedrungen, die gar nicht imstande sind, sich über ihre Tragweite Rechenschaft zu geben, und naturgemäß nur die eifrigeren Glieder der Gemeinde erfassen können; es sind Kollektivurteile geworden, die man unbezogen annimmt und dabei glaubt, dem Geiste der Kirche zu folgen. Wie aber Christus nicht gekommen ist für die Gerechten, sondern für die Sünder, so darf sich auch die Sorge der Kirche nicht nur auf die Gerechten erstrecken, sondern auch auf die Schwachen und Lauen.

Den Führern dieser Gruppen ist ein bewundernswerter Idealismus eigen; sie werden nicht müde, in Wort und Schrift ihre Gedanken zu verbreiten. Man erinnert sich da an ein weises Wort Wilhelm Raabes: „Unter den Redensarten, die den Wandel der Menschen über die Erde begleiten ... befinden sich einige von außergewöhnlich einschmeichelndem Wohlklang. Da ist zum Exempel das Wort: sich für andere aufopfern, welches, bei Licht besehen ... nichts anderes gewöhnlich bedeutet, als anderen ihr Dasein mit aller Gewalt und der unermesslichen Rücksichtslosigkeit nach dem eigenen Geschmack und Neigungen einrichten zu wollen“ (Eulenburg).

Wie ist es nun: erschöpft sich in dieser objektiven Frömmigkeit der Geist der Kirche?

Das Wort „Primat des Logos vor dem Ethos“

ist, ontologisch gesehen, fraglos richtig. In psychologischer Sicht liegt der Fall sehr häufig umgekehrt. Selbst die Zustimmung zur Glaubenswahrheit setzt den „*pius credulitatis affectus*“, die innere Glaubensbereitschaft, also etwas Subjektives voraus. Haben Predigt und Religionslehre nur die Aufgabe, die nackte Wahrheit zu verkünden und nicht vielmehr sie in ihrer ganzen Würde und Schönheit aufleuchten zu lassen? Ist die Liebe, das Höchste, was es im religiösen Leben gibt, nicht etwas durch und durch Subjektives, dem Ethos angehörig? Bittet der Priester im Vorbereitungsgebet zum Officium nicht den Herrn: *affectum inflamma*? Was heißt das aber anderes, als sich subjektiv vom gebeteten Wort ergreifen zu lassen? Christus selbst war sicher kein Anhänger der objektiven Frömmigkeit in ihrer Ausschließlichkeit. Wenn er in der Einsamkeit und in stillen Nächten zum Vater betete, bediente er sich gewiß nicht der rituellen Formen der Synagoge, wohl aber hat er es getan beim offiziellen Dienst, beim Schlachten des Osterlammes und hat so die amtlichen Formen von den nichtamtlichen durchaus unterschieden. Und die Feinde der „Tränendrüsen“, ein Wort, das man bisweilen mit dem Ausdruck der Verachtung hören kann, mögen sich erinnern, daß der Herr selbst über Jerusalem geweint hat, daß er vor dem Grabe des Lazarus tief ergriffen war und in Tränen ausbrach⁵, daß im „*Salve regina*“ die Erde eine *vallis lacrimarum* genannt wird, daß wir aber andererseits Gott zujubeln sollen in *voce exultationis*, daß Maria genannt wird „*super omnes speciosa*“ und „*valde decora*“ und „*dulcis virgo*“. Man käme an kein Ende, wollte man alle Stellen aus liturgischen Texten anführen, die subjektive Empfindungen in reicher Mannigfaltigkeit voraussetzen oder erregen wollen.

Auch die liturgische Frömmigkeit ist darum entweder subjektiv, bei jedem einzelnen Beter anders, oder sie wäre überhaupt keine „Frömmigkeit“, sondern mechanischer Dienst. Man beruft sich gerne auf die Wir-Form der Liturgie, die das Subjektive zugunsten der Gemeinschaftsfrömmigkeit zurückdrängt. Aber die Wir-Form ist in der Liturgie durchaus nicht allgemein. Die Psalmen, ein Wesensbestandteil der Liturgie sind zum großen Teil in der Ich-Form, auch die Briefe des heiligen Paulus sind vielfach sehr ich-betont. Aber selbst wenn die Wir-Form der Liturgie wesenseigen wäre, würde noch lange nicht daraus folgen, daß sie auch außerliturgischen Volksandachten eignen müsse. Wenn jeder einzelne Teilnehmer die Gebetsformeln mitspricht, die Lieder mitsingt, dann ist das eben gemeinschaftliches Beten und Singen, auch wenn er Ich sagt, statt Wir. Es ist sodann wohl zu beachten, daß wir zur Gemeinschaft der Heiligen gehören,

⁵ Vgl. auch weiter unten die Stelle aus den Bekenntnissen des heiligen Augustinus.

wo das Beten des einzelnen auch der Gesamtheit zugute kommt und das Beten der Gesamtheit auch dem einzelnen. Es ist ein beständiges Strömen vom Glied zum Körper und vom Körper zu den Gliedern.

Man wird zugeben, daß für die Auswertung der in den liturgischen Texten gebotenen Andachtsanregungen während der amtlichen Verrichtungen kaum Zeit bleibt. Folgt aber nicht gerade daraus, daß die private Frömmigkeit sie aufgreifen soll, daß diese mit der objektiven Frömmigkeit also nicht in Zwist steht, beide sich vielmehr ergänzen, wie *opus operatum* als Wurzel und Stamm, und *opus operantis* als notwendige Frucht („aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“), wie Gnade und eigenes Bemühen, wie Gesetz und Freiheit? Ist das aber der Fall, dann hat nicht nur die übervölkische amtliche Sprache der Kirche, der übervölkische Ausdruck ihrer Kunst ein Recht auf Dasein, sondern auch die mannigfaltigen und wechselnden Ausdrucksformen privater und völkisch gearteter Frömmigkeit, nicht nur die strengen hieratischen Formen, sondern auch die reichen Möglichkeiten persönlicher Kunst, nicht nur die Weisen des Chorals, sondern auch Stimmungslieder, nicht nur Klassik, sondern auch Romantik.

Das Wort Romantik hat heute als Schlagwort einen mißtönenden Klang. Man hat vergessen, daß die Romantik eine der deutschesten Bewegungen gewesen ist, die es je gegeben hat. Sie hat den frostigen Klassizismus verjagt und das unterdrückte deutsche Gemüt wieder hervorgezaubert. Das war keine bürgerliche Kunst, wie man so gerne spöttisch sagt, sondern eine Kunst, die das ganze Volk, die Großen und die Kleinen, die Gelehrten und Ungelehrten um sich scharte. Welche Erquickung war es, als nach dem Abflauen des Expressionismus die Neue Pinakothek in München ein Kabinett mit Bildern aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts füllte! Die ihn ablösende „Neue Sachlichkeit“ hat diese verstaubten Bilder wieder aus den Magazinen hervorgeholt. Mit welcher Ruhe und Klarheit stand da ein Overbeck vor uns! Es war die Stille nach dem Sturm. Die Nazarenerkunst wird gegenwärtig sehr gering geschätzt. Hat aber der evangelische Maler Ludwig Bartning nicht doch recht, wenn er zu bedenken gibt: „Was guter christlicher Wille erreichen kann, haben die Nazarener und ihre Nachfolger erreicht, und wir wollen ihnen dafür danken. Aber Religiosität ist kein Rezept für künstlerische Erfolge, und es wäre die letzte Stufe der Erniedrigung für Kunst und Religion, wenn jemand sie dafür hielte“ (Schildgenossen, März/April 1940). Und was das Volkslied des 19. Jahrhunderts betrifft, so sei auf die Worte des Berliner Universitätsprofessors Kurt Huber verwiesen: „Das Volksliedgut des 19. Jahrhunderts in Bausch und Bogen als ‚romantisch‘ zu bezeichnen und damit abzu-

lehnen, ist nicht nur eine abwegige Terminologie. Hinter ihr steht die heute durchgängige Verkenntung lebendigster Kräfte einer wahrhaft dionysischen Volksliederneuerung, die — eine Antwort des Sturm und Drang auf die entseelte Aufklärung — das Bild des 19. Jahrhunderts und echter Romantik entscheidend mitgeformt haben“ (Die volkswissenschaftliche Methode der Volksliedforschung. Archiv für Musikwissenschaft 1938, Heft 3). Fraglos besteht für romantisches Empfinden die Gefahr, ins Sentimentale abzugleiten. Aber auch die objektive Kunst hat ihre Gefahren: sie entartet leicht zu einer trockenen Schematik, einem blutlosen Formalismus. Die heutige Vorliebe für die mathematischen Rechenexempel des Kanons und so manche Neuschöpfungen sind dafür bezeichnend.

Wie wenig diese objektive Kunst, diese Vergeistigung, dieses Zurückdrängen des sinnlichen Elementes, der allgemeinen Auffassung der ersten christlichen Jahrhunderte entspricht, dafür hat uns der heilige Augustinus ein Zeugnis von eindeutiger Klarheit abgelegt: „Wie mußte ich weinen, o Gott, bei deinen Preisgesängen und Liedern, wenn die süßtönenden Klänge deiner Kirche mich heftig bewegten! Jene Klänge strömten in mein Ohr; es träufelte, wie flüssig geworden, deine Wahrheit mir ins Herz; es entzündete sich dort alsbald die Glut der Andacht, es flossen die Tränen und mir war so wohl dabei“ (Bekenntnisse 9, 6). Später weist er dann darauf hin, daß alle Stimmungen, so verschieden sie seien, ihre eigene Weise in Stimme und Klängen hätten. Aber auch Augustinus hat schon die Bedenken gekannt, die heute wieder erhoben, aber anders zu lösen versucht werden, als es der Heilige getan hat. Auch er fürchtete, daß die Schönheit der Klänge ihn vom Inhalt des Gesungenen ablenken könnte, so daß er zweifelte, ob nicht ein einfaches Rezitativ vorzuziehen wäre. Schließlich glaubte er aber doch, auch die kunstvolleren Gesänge gutheißen zu sollen, da die Herzen der einfachen Gläubigen durch sie mehr zur Andacht entflammt würden. So verlangte er nur, daß die sinnliche Empfindung sich der Vernunft unterordnen müsse und sich nicht aus der Rolle der Begleiterin in die einer Führerin eindrängen dürfe (ebd. 10, 33). Das könnte man auch heute nicht besser sagen.

Es wird wohl jedermann bereit sein, dem Einzelnen in seinem stillen Kämmerlein jegliche Freiheit des Betens und religiösen Gestaltens zuzubilligen. Dagegen möchten unsere Idealisten jedes öffentliche Beten und Singen ihren Gesetzen unterwerfen, die eben die Formgesetze der amtlichen Liturgie sind. Auf welchen Rechtstitel hin wird diese Schranke errichtet? Haben sie ihre Vollmacht wirklich von der Kirche? Die liturgischen Formen sind Kulthandlungen. Der Mensch steht dabei Gott mehr als Geschöpf dem Schöpfer, als Diener dem

Herrn gegenüber, und zwar als Vertreter der Gesamtheit. Formlosigkeit wäre dabei ein Unding. Bei der privaten Frömmigkeit, zu der auch die außerliturgischen Volksandachten zu rechnen sind, hat die Form nicht eine so entscheidende Rolle. Der Mensch steht dabei Gott mehr als Kind dem Vater gegenüber, bei dem es die Worte nicht auf die Goldwaage zu legen braucht. Die Grenzen sind natürlich fließend.

Die Kirche, die peinlich darauf achtet, daß ihre amtlichen liturgischen Formen nicht angetastet werden, ist großherzig genug, bei anderen Andachtsformen weitgehende Freiheit zu lassen. Es bedeutete eine nicht geringe Verarmung, wollte man alle diese privaten Andachts- und Kunstweisen nach dem liturgischen Stil formen. Die so gewonnene Stileinheit wäre durch Preisgabe einer köstlichen Mannigfaltigkeit erkaufte. Solche Bestrebungen wurzeln, wie der Berliner Volkskundler Spamer in seinem ausgezeichneten Werk „Das kleine Andachtsbild“ sagt, vielfach in einer „Verkennung des volkhafte[n] Kunstempfindens“. Wir wollen doch weder den Rigorismus der Jansenisten, noch die Frostigkeit der Josephinisten nachahmen!

Da der ideale Fall, wo sich bei Werken, die der Volksfrömmigkeit dienen sollen, hochwertige Form und weitreichende Wirkung vollständig decken, nur verhältnismäßig selten erreicht wird, empfiehlt sich Duldsamkeit gegen Mängel der Form. Es ist leicht gesagt: man gebe dem Volk besser gar nichts, als Minderwertiges, und schaffe lieber vorerst einen luftleeren Raum; es ist auch viel leichter, radikale Forderungen zu stellen, als gemäßigte. Jeder soll in seinem eigenen Leben das grundsätzlich Unbedingte zu verwirklichen trachten; er wird bald gewahr werden, daß es ihm bei allem guten Willen nicht gelingt. Die Erfahrungen an uns selbst mahnen uns anderen Menschen gegenüber zu Milde, Güte und Schonung.

Das Kunstrichteramt ist ein schwieriges Amt. Wer es, wie der Verfasser, jahrzehntelang auszuüben hatte, konnte immer wieder beobachten, wie oft die Meinungen selbst anerkannter Künstler hart auf hart stoßen. Was der eine lobt, lehnt der andere ab. Das heute auf allen Kunstgebieten, neuestens besonders im Kirchenlied, beliebte Theoretisieren und Anatomisieren ist geradezu ein Feind des quellenden Lebens geworden. Schön hat Bischof Sailer diesen Gedanken ausgedrückt: „Ich glaube, daß das ganze praktische Christentum von aller Philosophie so unabhängig ist, wie das gesunde Hausbrot, das die Hausmagd aus Mehl und Sauerteig verarbeitet und im Ofen backt, von der neuesten Theorie der Physik über Luft, Feuer usw. Indessen ehre ich die Physik, aber das Hausbrot esse ich“⁶. Über die Feststellung, die schon gemacht

wurde, daß von 182 untersuchten Liedern des Freiburger „Magnifikat“ 68 gut, 62 gleichgültig, 52 kitschig seien, oder über die Vivisektion, die ein anderer an ein paar Melodien vornahm, um mit unfehlbarer Sicherheit ihre Güte oder Mangelhaftigkeit nachzuweisen, kann man nur den Kopf schütteln. Es gibt keine absoluten Regeln⁷.

Wir haben die Lage geschildert wie sie ist. Daß sie vorbildlich sei, wird niemand behaupten. Darum wird man bei aller Duldsamkeit immer wieder bessern und nachhelfen und wilde Schößlinge entfernen müssen⁸. Daß man wirklichen Wucherungen heute kräftig zu Leibe rückt, müssen wir dankbar anerkennen. Nur keinen radikalen Umbruch! Für diese Reformarbeit braucht man zarte Hände, nicht wuchtige Fäuste. Unsere Geduld hat da schon mit Jahrzehnten oder Jahrhunderten zu rechnen. Was bedeutet denn ein Jahrhundert in der Geschichte der Kirche? Unsere stets gegenwärtige Aufgabe aber ist, das religiöse Leben jetzt, in dieser Stunde zu fördern. Das Leben zuerst und dann die Kunst! Unsere Religion ist zu problembeschwert geworden; es fehlt der schlichte kindliche Glaube, den unser Herr geradezu als Bedingung für das Himmelreich gefordert hat. P. Lippert schrieb einmal über die Religion der Gebildeten: „Es gibt auch eine Religion, die ihr Dasein mehr in Büchern führt, und darum unkindlich, zu gelehrt, zu abstrakt, zu ‚geistreich‘ ist. Die Bücher nennen das: zu einer mehr vergeistigten Religion sich durchringen. Ausgerechnet wir Menschenvergötterer sind nun auf einmal Verächter des Menschlichen und meinen, unsere Religion könnte leicht allzu menschlich, zu natürlich, zu kindlich

⁷ Wie subjektiv solche Urteile sind, dafür ein Beispiel aus vielen Dutzenden. Der jüngst verstorbene Domkapellmeister Dr. W. Widmann, ein eifriger Förderer des Chorals und der klassischen Polyphonie, hat in seiner derben Art denen auf die Finger geklopft, die das Lied „Maria zu lieben“ mit dem Wort „Marienwalzer“ abtun möchten. Er selbst nennt es ein feines Lied, wenn auch kein großes Kunstwerk („Die Kirchenmusik“, Jan./Febr. 1940). Uns scheint die Daseinsberechtigung dieses Liedes überhaupt nicht von der Kunst her begründet werden zu können, sondern aus der Tatsache, daß es immer noch ein lebendiges Gemeindelied ist.

⁸ Es sollten dann freilich Institute, deren erste Aufgabe die Pflege der Liturgie ist, mit gutem Beispiel voranleuchten. Wenn eine deutsche Abtei das typisch französische Lourdes-Lied zu ihrem Wallfahrtslied gemacht hat, oder wenn von einem Mittelpunkt der liturgischen Bewegung unter der Marke „Ars liturgica“ Andachtsbildchen verbreitet werden, die sich von den üblichen seichten Fabrikwaren kaum unterscheiden, so ist das aus Gründen einer gesunden, organisch sich entwickelnden Reform zu bedauern. Auch die Toleranz hat ihre Grenzen.

⁶ Zitiert aus „Werkblätter“ 1938/39, Heft 6, S. 246.

und volkstümlich werden, allzu wirksam und lebensmächtig. Wir nennen sie dann kraß und robust und ungeistig“ (Vom Endlichen zum Unendlichen

S. 194 ff.). Ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit P. Lippert diese Worte niedergeschrieben hat. Sie gelten auch heute noch, vielleicht mehr denn je.

DAS SCHICKSAL DER KIRCHE IM SPANISCHEN BÜRGERKRIEG

Von Hubert Becher S. J.

Wenn auch die Geschehnisse der Jahre 1936—1939 in Spanien unserer Aufmerksamkeit längst entrückt scheinen, so kann doch erst jetzt einigermaßen ein Überblick über das gewonnen werden, was die Kirche in diesen Schreckensjahren geduldet und verloren hat. Schon die nüchterne Aufzählung und allgemeine Zusammenfassung der Ereignisse läßt im Geist ein Bild jener wilden Zeit entstehen, enthüllt aber zugleich den Triumph des Glaubens, der Zuversicht und des inneren Friedens, die das Geheimnis des fortlebenden Christus sind. Dies ist um so überraschender, als gerade der spanische Katholizismus in seinem Versagen seit dem Beginn der Revolution 1931 weithin veräußerlicht, innerlich krank und morsch erschien und immer wieder die Behauptung veranlaßte: Die Kirche, d. h. die Geistlichkeit muß doch versagt haben. Es ist nicht die Absicht, hier zu wiederholen, was früher bei Beginn der Revolution zu sagen war¹. Die Gedanken Gottes in der Führung der Kirche werden wir nie verstehen, wenn wir nicht das Schwachwerden und Hilflohe Christi, wie es sich in seiner Passion offenbart, auch als Gesetz seiner Stiftung und des Lebens seiner Anhänger anerkennen. In der Stunde des Untergangs offenbart sich die Kraft Gottes, wird gesühnt, was vorher unter uns sündigen Menschen verschuldet war, wird geläutert, was sich mit Schlacken vermischt hatte und in der Zukunft als echtes Werkzeug der Gnade wirken soll.

Da das wichtigste Schlagwort im Kampf gegen die Kirche ihr angeblicher Reichtum war, wird es gut sein, von den wirtschaftlichen Grundlagen der Kirche auszugehen, um dann durch eine Übersicht über die Opfer an Personen und Dingen darzustellen, wie eigentlicher Gotteshatz, wie das Böse in jenen grauvollen Jahren einen Sturm des Schreckens und der Vernichtung auf der spanischen Halbinsel entfesselte².

¹ Vgl. diese Zeitschrift: Tradition und Fortschritt im spanischen Katholizismus 123 (1932) 224—233; Priester und Volk im katholischen Spanien 126 (1934) 35—44.

² Viel gesammelter Stoff konnte überprüft und ergänzt werden aus dem zusammenfassenden Buch von A. de Castro Albarrán, *La gran víctima* (gr. 8^o 294 S.; Salamanca 1940). Ihm folgen wir zumeist in unserer Darstellung. Castro ist Mitglied eines dem Innenministerium angegliederten Sekretariats, das alle Angaben über die Kirche sammelt. Sein Bericht ist authentisch. Doch ist er noch lückenhaft und konnte hier und

Die liberale Presse pflegte zu wiederholen, daß etwa ein Drittel an Grund und Boden Spaniens der Kirche gehöre, die überdies noch an Aktien und Bankguthaben zahllose Millionen besitze. In Wirklichkeit, wie die Bischöfe in einem gemeinsamen Hirtenschreiben feierlich erklärten, war der Besitz an Grundstücken und Barguthaben nicht hinreichend, ein Viertel der kirchlichen Bedürfnisse für Erziehung und Unterhalt der Geistlichen und für die Seelsorge zu bestreiten.

Bei Beginn des Krieges, der im Anschluß an die französische Revolution zu Ende des 18. Jahrhunderts Spanien verwüstete, war die Kirche reich. Das goldene Zeitalter hatte eine Fülle an frommen Stiftungen gebracht. Der Staat und die Nation hatten zwar seit Karl V. immer durch gewaltige Steuern und Sonderabgaben auch für öffentliche Zwecke in Krieg und Frieden gewaltige Summen aus dem Kirchenvermögen bezogen, die willig geleistet wurden. Aber der eigentliche Besitz war dadurch nicht angetastet worden. Schon die liberalen Cortes von Cádiz (1812) begannen mit der Enteignung. Die Rückkehr Ferdinands VII. machte diese Bestimmung hinfällig. Mit dem Sieg des Liberalismus kam dann die Gesamtäkularisation des Vermögens, das von dem Finanzminister Canga Argüelles 1820 auf 4500 Millionen Peseten geschätzt wurde. Andere Berechnungen gingen noch weiter und nahmen als jährliche Rente des Kirchengutes, sicher übertreibend, 2600 Millionen Peseten an. Mendizábal enteignete die spanische Kirche in den Jahren 1835—1837. Bei den Konkordatsverhandlungen 1851 mußte diese den Verlust anerkennen und erhielt die Zusicherung entsprechender Schatzanweisungen auf die Staatsschuld. Dafür mußte aber ihr noch verbliebener Grundbesitz ausgeliefert werden. In den 1859/60 wieder aufgenommenen Verhandlungen wurde diese Übereinkunft bestätigt. Die Kirche war arm geworden. Die allgemeine Erfahrung, daß Kirchengut keinen Segen bringt, bestätigte sich aber auch damals. Nicht der Staat und die Nation hatten den Gewinn, vielmehr kam dieser Großraub einzelnen zugute, die damals ihre Riesenvermögen an Landbesitz er-

da durch neuere Zahlen usw. verbessert werden. Es wird wohl überhaupt nie möglich sein, alle Verluste genau zu erfassen. Einzelne verlorene Kostbarkeiten werden wieder entdeckt, die Zerstörung anderer neu gemeldet. Doch gibt das Buch im ganzen die abschließende Verlustrechnung der Kirche.